

Meine frühesten Erinnerungen

Meine erste eigene Erinnerung geht zurück in das Frühjahr 1942, ich war also gerade drei Jahre alt. Meine Mutter zog mich mit selbst genähten Kleidern besonders schön an, denn ihre jüngere Schwester, meine Tante Emmi, feierte an diesem Tag Hochzeit. Mehr noch als meine Kleidung sind es die Bilder dieser Hochzeitsfeier, die mir bis heute als erstes bewusstes Erlebnis im Gedächtnis geblieben sind. Die Feier fand in der katholischen Kirche statt, in die mich meine Mutter schon zuvor mitgenommen hatte, um für unseren Papa zu beten, der irgendwo in Frankreich im Krieg war. Vor dem Altar und zwischen zwei mannshohen Kerzensäulen stand meine Tante mit ihren roten Haaren in einem weissen Kleid. Der Mann neben ihr trug eine schöne, blaue Fliegeruniform. Ich sollte ihn erst später als meinen Onkel Othmar kennen lernen. Diese Hochzeitsfeier fesselte mich so sehr, dass ich sie bis heute nicht vergessen habe. Die Wahrnehmung und Teilnahme des Menschen am täglichen Leben beginnt also viel früher, als allgemein angenommen wird. Ich war ja erst drei Jahre alt.

Als ich neben meiner Mutter in der Kirche stand, beugte sie sich zu mir herunter und sagte:

„Siehst du, Onkel Othmar ist auch ein Soldat wie dein Papa.“

Ich selbst konnte mich zu diesem Zeitpunkt gar nicht an meinen Vater erinnern, er muss schon länger nicht mehr bei uns gewesen sein. Wieder zu Hause, schaute ich mir das Foto meines Vaters an und war erstaunt, dass er eine ganz andere Uniform trug als mein neuer Onkel Othmar, der soeben meine Tante geheiratet hatte. Als ich meine Mutter danach fragte, sagte sie:

„Papa ist in einer anderen Truppe, er ist bei den Soldaten, die ganz weit im fremden Land sind. Weil sie meistens im Felde kämpfen, haben sie grüne Uniformen, die man im Gras nicht so gut sehen kann. Die Flieger haben blaue Uniformen. Blau wie der Himmel.“

Ich schaute meine Mutter an und sah Tränen in ihren Augen. Erst später wurde mir klar, was das alles bedeutete. Papa kämpfte an vorderster Front und befand sich Tag für Tag in höchster Lebensgefahr. Damals verstand ich nur, dass die Flieger blaue und die Feldsoldaten grüne Kleider trugen. Was das mit Gras und Himmel zu tun hatte, begriff ich nicht. Dazu war ich noch zu jung.



Mein frühestes Porträt:
ein koloriertes Foto aus dem Jahr 1941

Ich ging sehr gerne in den Kindergarten, denn ich war gerne mit anderen Kindern zusammen. Auch aus dieser Zeit sind mir noch viele schöne Ereignisse im Gedächtnis. Vor allem eines werde ich nie vergessen. Ich spielte bei einem Krippenspiel den heiligen Josef, der das Christkindl und die Maria bewachte und gleichzeitig mit einer Laterne den Stall beleuchten musste. In der Laterne, die ich in der rechten Hand hielt, brannte selbstverständlich eine natürliche und keine elektrische Kerze, wie es heute der Fall wäre. Der Eisendrahtgriff der Laterne wurde während des Spiels heisser und heisser, aber ich liess die Lampe nicht los. Anstatt sie wegzustellen, verbrannte ich mir meine Handfläche. Es tat fürchterlich weh, als ich nach dem Spiel zu meiner Mutter rannte und weinte.

Unvergessen blieb auch der Tritt einer Kuh, den ich mit etwa 4 Jahren mitten ins Gesicht bekam. Fritz Stark fuhr mit seinem noch bis in die 60-iger Jahre bekannten Gespann von 4 Kühen die Hauptstrasse hoch. Um die Kühe zum Ziehen aufzumuntern, rief er immer wieder „hü, hü“. Ich wollte ihm helfen und sprang auf der rechten Strassenseite neben den Kühen her und rief ebenfalls „hü, hü“. Dabei schlug ich mit der flachen Hand auf den Schenkel der hintersten Kuh, so wie ich es bei anderen Bauern gesehen hatte. Das war keine gute Idee, denn nach einem Tritt in mein Gesicht erwachte ich blutüberströmt im Schooss meiner Mutter. Meine vorderen Milchzähne waren nicht mehr zu retten.

Wir lebten in einem Bauernhaus in der oberen Wohnung. Die Bauern hatten vier Kinder, einer der Söhne war in meinem Alter. Der zentrale Wohnraum, in dem wir uns meistens aufhielten, war die grosse Küche. Hier wurde nicht nur gelebt, hier wusch man sich auch und stieg ein Mal in der Woche zum Bad in die Blechbadewanne. Die Toilette, sprich das Plumpsklo, befand sich in einem Holz-anbau, der vom Boden bis zum Dach reichte. Daneben



Mit meiner Mutter und dem Kindermädchen Pia

hatte die Wohnung zwei Zimmer, das Elternschlafzimmer und mein Kinderzimmer.

Als die Bauernfamilie mehr Raum für die wachsende Familie benötigte, zogen wir in eine ähnliche Wohnung, erneut im Obergeschoss eines Bauernhauses.

Familienleben und Dorfgeschichten

Meine Eltern arbeiteten sehr hart und auch sehr lange, besonders an den Sommertagen. Trotzdem fand man immer wieder Zeit, sich am Abend auf die Bank zu setzen, die es fast vor jedem Haus gab. In der Nachbarschaft wohnten Flüchtlinge, die Blauels, die ihre Heimat verloren hatten. Zu den wenigen Habseligkeiten, die sie retten konnten, gehörte eine Gitarre. Für uns Schüler war es ein besonderes Erlebnis, vor dem Haus mit singenden und Musik spielenden Erwachsenen zusammen zu sein.

Unser Familienleben lief im Grossen und Ganzen in geordneten Bahnen ab. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Unsere Mutter war immer der Mittelpunkt. Sie versorgte uns mit allem, was wir zum Wohlbefinden benötigten. Obwohl ihre Zeit mit den vielen verschiedenen Aufgaben sehr ausgefüllt war, achtete sie immer auf eine gute Ernährung. Selbst nach dem Krieg, als es noch kein vielfältiges Angebot an Nahrungsmitteln gab und wir Teigwaren oder Reis nie zu Gesicht bekamen, bereitete sie aus dem, was verfügbar war – in der Regel Kartoffeln – schmackhafte Gerichte zu. Anfänglich, als alle noch ziemlich ausgehungert waren und vor allem wir Kinder einen grossen Nachholbedarf hatten, wurde zu jedem Frühstück eine Pfanne mit Gruben vermischter Bratkartoffeln mitten auf den Tisch gestellt. Rundum bediente sich jeder aus der Pfanne, Teller brauchten wir keine.

Von Jahr zu Jahr wurden die Mahlzeiten vielseitiger, aber wir behielten viele lieb gewonnene Speisen auch später bei. Freitags war es Brauch, kein Fleisch zu essen. Das war uns sehr recht, denn so gab es jeden Freitag leckere Süssspeisen zum Mittagessen. Besonders beliebt waren die „Dünnen“, die je nach Jahreszeit mit Kirschen, Zwetschgen oder Äpfeln belegt waren. Auch Zwiebelkuchen mochten wir sehr gerne. Dazu gab es Spitzbohnenkaffee, was

eigentlich kein Kaffee war. Dieser Malzkaffee wurde aus geröstetem Gerstengetreide hergestellt und schmeckte bei Weitem nicht so schlecht, wie man heute glaubt. Auf jeden Fall war das Mittagessen am Freitag immer etwas ganz Besonderes, auf das wir uns freuten. Übrigens lernte ich diesen Brauch später auch noch in anderen Gegenden kennen, nur das unsere geliebten „Dünnen“ in der Schweiz „Wähen“, im Schwäbischen „Beeten“ und im Bayerischen „Datschis“ genannt werden. Gut schmecken sie überall und sie erinnern mich immer an meine Jugendzeit, wo sie eine wahre Delikatesse waren.

Die Dünnen wurden zu Hause vorbereitet und dann am Freitag aus allen Winkeln und Gassen des Dorfes, manchmal sogar auf Handwagen in grossen runden oder vier-eckigen Kuchenblechen in die Backstube der Bäckerei Herr gebracht, wo man sie dann zwei Stunden später gebacken und wohlduftend wieder abholen konnte. Nur auf den Bauernhöfen, wo es einen grossen Ofen zum Brotbacken gab, wurden die Dünnen manchmal auch selbst gebacken.

Obwohl wir als Arbeiterfamilie rundum von Bauern umgeben waren, durften wir von Gesetzes wegen keine Milch direkt bei den Bauern kaufen. Dafür gab es in jedem Dorf das sogenannte „Milchhäusle“, wohin die Bauern jeden Morgen und Abend ihre Milch lieferten. Der grösste Teil wurde zur Molkerei nach Waldshut gefahren, der Rest an die nicht bäuerlichen Einwohner verkauft. Es war grundsätzlich die Aufgabe der Kinder, die Milch abends im Milchhäusle abzuholen. Je nach Familiengrösse waren es ein bis zwei Liter. Man kann sich leicht vorstellen, dass es nicht ohne Spass abging, wenn alle Kinder des Dorfes zur gleichen Zeit zusammen kamen. Oft gab es kleinere oder grössere Rangeleien, auf jeden Fall kam es nicht selten vor, dass die Milch gar nicht erst zu Hause ankam, sondern auf dem Weg verschüttet wurde. Das war ein grosses Unglück, das auch mich öfter traf. Zum Glück drückte Alice

Kunz, das nette Mädchen im Milchhäusle, immer wieder ein Auge zu, wenn wir weinend nochmals mit der leeren Kanne vor ihr standen.

Auch das Sonntagsfrühstück war etwas ganz Besonderes. Jeden Samstag backte unsere Mutter einen Kuchen, selbst wenn sie erst spät in der Nacht dazu kam. Zum Frühstück am Sonntag mussten wir dann immer zuerst ein bis zwei Scheiben Brot essen, bevor wir auch ein oder zwei Stück Kuchen bekamen. Ohne das Brot hätte der Kuchen nicht für die ganze Familie gereicht.

Im Dorf gab es ausser dem Milchhäusle noch weitere allgemeine Einrichtungen, die alle Bewohner nutzen konnten. Da war zum Beispiel die grosse Waschküche unten im Rathaus, die man nach einem Plan schon lange vorher reservieren musste. Jeder Familie stand ein halber Waschtage zu. Die Waschküche war schon mit grösseren und starken Maschinen ausgestattet, auch wenn diese natürlich nicht mit den modernen Geräten vergleichbar sind. Die Waschküche war immer so voller Dampf, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

In drei Häusern wurden Mostereien betrieben: bei Otto Stark, in der Engelscheune und daneben bei den Buchters, heute Abends. Jede Familie, besonders natürlich die Bauern, hatte mehrere Holzfässer im Keller, die im Herbst mit Apfelmilch gefüllt wurden, der danach zu alkoholhaltigem Most vergärte. Zum Auspressen der gemahlten Äpfel mussten alle verfügbaren Männer, aber auch die Kinder, an dem mehrere Meter langen Eisenhebel der Trotte so drücken, bis er sich nicht mehr bewegen liess. Der süsse Most floss in Strömen in einen Behälter und ein Glas direkt aus diesem Brunnen war etwas Wunderbares. Sobald eine „Bücke“ genannte Rückentrage mit etwa 30-50 Litern gefüllt war, wurde sie durch das Dorf in den Keller getragen und über einen Trichter in das wartende Fass ge-

schüttet. Das vorherige Reinigen, vor allem das Ausbürsten der Fässer von innen, war ausschliesslich Kinderarbeit. Nur Kinder konnten sich durch die kleine Fasstüre in das Innere zwängen. Es war mir jedes Mal unheimlich, da drin eingesperrt zu sein und so lange zu bürsten, bis kein Fleck mehr zu sehen war.

Eine Zeit lang wohnten wir nahe der Dorfschmiede Albiez. Für uns Kinder gab es da immer etwas Besonderes zu beobachten. Hier wurden abwechselnd die Kühe und Pferde mit Hufeisen beschlagen. Einmal in der Woche wurden die vom Wagner aus der Nackermühle angelieferten Holzwagenräder mit Stahl bereift. Dazu wurde auf dem Hofplatz auf einer grossen Steinplatte ein Kohlenfeuer entzündet, in dem die Eisenreifen bis zum Glühen erhitzt wurden. Dadurch wurden sie grösser und konnten rot glühend über das Holzrad gedrückt werden. Unmittelbar danach übergoss man sie mit kaltem Wasser. Durch die plötzliche Abkühlung zogen sich die Ringe zusammen und sassen danach fest auf dem Holzrad. Rundum wurden dann noch Nägel eingeschlagen, damit alles niet- und nagelfest war.

Wir Kinder wurden sehr hart erzogen. Am Tisch durften wir während der Mahlzeiten nicht reden, sondern nur Antwort geben, wenn wir etwas gefragt wurden. Allerdings galt das nur, wenn der Vater zugegen war. Waren wir mit der Mutter alleine, wurde sehr viel geredet. An den langen Winterabenden lockerte sich die Stimmung etwas, wenn wir in unserer holzgetäfelten Stube beisammen sassen, wo ein Kachelofen gemütliche Wärme spendete.

Vom Fernsehen wusste man noch überhaupt nichts und das Radio, unser „Kasten“, war meistens kaputt. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Mühle-Spieler und ab meinem siebten Lebensjahr musste ich ihm gegenüber am Brett sitzen und – wie sollte es anders sein – verlieren.

Nicht ein Mal, nein, fünf oder noch mehrere Mal. In den ersten zwei Wintern gewann ich keine einzige Partie. Ich hielt es fast nicht mehr aus vor Wut, aber ich musste weiterspielen. Da kam mir eine Idee. Nachmittags setzte ich mich nach der Schule alleine vor das Mühlebrett und versuchte, Züge zu finden, die schon von Anfang an zu Verstrickungen des Gegners führten. Ich fand einige Varianten, mit denen ich immer besser vertraut wurde, und freute mich auf die nächsten Spiele. Am Abend war es so weit.

„Setz dich hin, wir spielen Mühle.“

Wie immer folgte ich, diesmal allerdings mit einer ganz anderen Spannung. Ich setzte meine Steine gleich ungewöhnlich und gewann sofort das erste Spiel.

„Was spielst du denn da?“, brummte mein Vater.

Als ich auch das zweite Spiel gewann, räumte Vater das Brett an die Seite. Für heute reichte es ihm. Erst einige Abende später befahl er mich wieder zum Mühlespiel. Aber aus war's mit dem Spass für ihn, denn ich gewann wieder zwei Spiele.

„Mit dir kann man ja nicht spielen“, sagte mein Vater nach dem zweiten Spiel und damit war die Sache beendet. Dies war das letzte Spiel für immer, er versuchte es nicht mehr. Ich eigentlich auch nicht, denn auch für mich gab es viel Schöneres, als immer nur Mühle zu spielen.